Seitenwechsel: Surprise-Redaktorin Birgitt Cordes verkauft Surprise am Bellevue in Zürich.

# «Da steh ich nun»

**Als Surprise-Journalistin sind meine Arbeitsbedingungen nicht die luxuriösesten. Aber als Surprise-Verkäuferin inkognito hab ich einen Tag lang erlebt, wie es ist, ganz unten auf unserer Gesellschaftsskala zu stehen.**

VON BIRGITT CORDES (TEXT) UND ESTHER MICHEL (BILDER)

Noch einen letzten Schluck Kaffee, dann schnapp ich mir die orange Surprise-Tasche und verlasse an diesem Samstagmorgen für einen Tag mein gewohntes Leben. Heute bin ich nicht Surprise-Redaktorin, heute bin ich Surprise-Verkäuferin. Es ist halb zehn, ich sitze im Tram, schaue aus dem Fenster und stelle mir vor, ich sei eine Sozialhilfeempfängerin, die sich mit dem Strassenmagazin ein bisschen Geld dazu verdient, die wieder einen Platz in der Gesellschaft sucht, die wieder einen Grund hat, morgens aufzustehen. «Bellevue» nuschelt der Tramfahrer ins Mikrofon. Ich gehe über die Strasse zu meinem zugeteilten Verkaufsplatz, vor der Bellevue-Apotheke. Der übliche Samstagstrubel hat noch nicht begonnen. Vor dem Schaufenster der Apotheke stelle ich die Surprise-Tasche gut sichtbar auf den Boden und mich daneben. Ich klemme meinen Verkaufspass mit Foto an meinen Pullover. Ein Heft nehme ich in die linke Hand, ich schaue auf die Uhr neben mir, die vor dem Juweliergeschäft hängt. Zehn Uhr. Da steh ich nun. Weiter kommen meine Gedanken nicht, eine Frau mit kurzen grauen Haaren und einer vollen Einkaufstasche läuft auf mich zu. Ich kann es nicht fassen, noch keine fünf Minuten und schon eine Kundin. Sie lächelt. Als sie das Titelbild sieht, hats sich ausgelächelt. Ueli Maurer auf dem Cover ist wohl etwas zu viel für sie am Morgen. «Na hoffentlich wart ihr nicht zu nett zu ihm.» Nein, nein keine Angst, erwidere ich, der Herr Maurer hat sich mit einem Surprise-Verkäufer unterhalten. «Oh, wie schön!»

Jedes verkaufte Heft stärkt das Selbstbewusstsein.

Super, mein erstes verkauftes Heft. Samstag sei ein guter Tag zum Verkaufen, erzählte mir Ralph tags zuvor im Verkaufsbüro, als ich dort meine Hefte und meinen Verkaufspass abholte. Er ist einer der besten Suprise-Verkäufer in Zürich. Ralph verriet mir sein Berufsgeheimnis: Nicht aufdringlich sein, nicht wie ein Bettler dastehen, und lauthals «Surprise» schreien tue er auch nicht. Gott sei dank, vor der Vorstellung, mitten auf der Strasse «Surprise» brüllen zu müssen, graute mir. Zufrieden lächle ich die vorbeilaufenden Passanten an. Ich versuche niemanden direkt mit meinen Augen zu fixieren, sondern schaue abwechselnd nach rechts und nach links, diskret, so wie es mir Ralph erklärt hat. Beim Globus-Restaurant nebenan füllen sich draussen die Tische. Herausgeputzte Menschen schlendern an mir vorbei. Sie mustern mich und das Heft, sobald ich den Augenkontakt suche, beschleunigen viele ihren Gang. Einige Blicke durchbohren mich. Ein wenig abwertend, ein wenig mitleidig, ein wenig irritiert. Die quadratische Juweliersuhr ohne Zahlen zeigt halb elf an. Ich bin etwas enttäuscht, erst ein Heft habe ich verkauft. Nicht jammern, sage ich mir, ich wollte ja unbedingt wissen, wie es ist, Surprise zu verkaufen. Auf der Redaktion hätte ich gerne mal eine halbe Stunde nichts zu tun. Eine braungebrannte Frau mit einer Louis-Vuitton-Tasche steckt mir eine Zehnernote zu, ihr roter Nagellack glitzert in der Sonne, leise sagt sie hallo. Zügig lässt sie das Heft in ihrer Ledertasche verschwinden, sie schaut es nicht einmal an. Das Wechselgeld winkt sie mit einer grosszügigen Handbewegung weg.

**«Ich kann also nicht mal dem Maurer die Schuld geben.»**

### Globustüten und Guccitaschen

Ich muss an unsere Surprise-Verkäuferinnen und -Verkäufer denken. Ungefähr 200 sind es. Mutig fand ich es schon immer, sich hinzustellen, wo jeder, der an dir vorbeiläuft, weiss, du bist arbeitslos. Jetzt, wo ich hier ausgestellt bin, mich junge, alte, nette und weniger freundliche Menschen angaffen, bewundere ich die Verkaufenden. Überall Köpfe, die mich anstarren, selbst aus dem Tram und dem Bus. Bei diesem Job kann man sich nicht hinter seiner Büropflanze verstecken, hier ist Stehvermögen überlebenswichtig. Viele Leute schauen angestrengt auf das Titelbild, sie erkennen Ueli Maurer nicht. Man muss schon nah ran, um ihn auszumachen. Ich kann also nicht mal dem Maurer die Schuld geben.

Vier Mädchen uniformiert mit Minirock und schwarzen Leggins stelzen kichernd an mir vorbei, eine nickt mir zu. Jede kleine Geste sauge ich auf. Eine kleine rundliche Frau mit langen roten Haaren begutachtet mich, als stehe ich zum Verkauf da. Sie kommt auf mich zu und fordert mich energisch auf, ihr mein Handy kurz auszuleihen. Sicher nicht, antworte ich barsch in meinem strengsten Norddeutsch. Was fällt der denn ein, eine Surprise-Verkäuferin anzuschnorren! Wütend wirft sie ihren Schal um ihre Schultern und pöbelt mich an, ich solle doch zurück nach Deutschland gehen. Jetzt bin ich wütend. Die Globustüten und Guccitaschen, die an mir vorbeihuschen, nerven mich. Fünf Franken, so viel kostet ein Surprise, davon verdient ein Verkäufer zwei Franken fünfzig. Haben wir in unserer Angelina-Jolie-rettet-die-Welt-Gesellschaft diese fünf Franken nicht übrig? Oder wissen die Leute nicht, dass Surprise fünf Franken kostet? Dass Journalisten und nicht die Verkaufenden für Surprise schreiben, dass Surprise kein Sozialheft ist, das den Leuten ein schlechtes Gewissen eintrichtern möchte. Ja: Woher sollen sie es wissen, steht ja nicht drauf. Meine Wut verfliegt.

Eine alte Dame mit Gehstock wankt auf mich zu. Sie stellt ihren Stock

gegen das Schaufenster und drückt mir den Fünfliber liebevoll in die Hand. «Den hab ich extra poliert.» Sie schaut mich treuherzig aus ihren trüben blauen Augen an. «Toll, was ihr leistet.» Ich könnte sie umarmen, es ist mir in diesem Moment sogar egal, ob sie das Magazin liest oder nicht. Ich schaue ihr nach, wie sie schlurfend in der Menschenmenge verschwindet. Ich spüre meine Beine und meinen Rücken. Als ich beschliesse, eine Pause zu machen, kommt Sonja, die Zürcher Surprise-Verkaufsleiterin, vorbei. Samstags besucht sie oft die Verkaufenden. Wir gehen in den Globus und bestellen einen Papayasaft für sieben Franken. Sieben Franken fünfzig habe ich in den letzten zwei Stunden verdient. Bei den anderen Verkaufenden laufe es heute auch schlecht, sagt Sonja, Mitte Monat seien die Leute knapp bei Kasse. Ein Surprise-Verkäufer lebe eben vor allem von seiner Stammkundschaft. Ich kaufe mir für fünf Franken fünfzig eine Bretzel mit Cantadou, das ist das Billigste. Als ich zurück zu meinem Verkaufsplatz komme, sitzen dort zwei Punks mit einem Rudel Hunde. Sie packen wortlos ihr Münz zusammen und verschwinden. Ob die heute schon mehr als sieben Franken fünfzig erbettelt haben? Mein Ehrgeiz steigt, ich will noch ein paar Hefte verkaufen. Zwei asiatische Frauen verteilen irgendwelche Flyer, mir bieten sie keinen an. Vielleicht aus Höflichkeit, vielleicht, weil sie denken, dass ich sowieso kein Geld habe. Ich gewöhne mich langsam an die Szenerie. Frauen mit grossen Handtaschen, die wie zu schwere Gewichte an zu dünnen Handgelenken hängen, Männer in Poloshirts und Jeans. Beim Kino Corso flattert entlang der Hauswand ein H&M-Werbeplakat mit einem Model darauf, das ein kurzes graues Kleid trägt, daneben steht «Kleid 49.90». Die Zahl bleibt mir im Kopf. Ein Mann mit einem roten Kinderwagen kauft mir ein Heft ab. Er packt es in eine seiner drei Globustüten und wünscht mir einen erfolgreichen Tag. Er schaut noch einmal zurück.

**Posieren für Touristen**

Ich hätte ihn küssen können. Er ist mein lebender Beweis, dass nicht nur Frauen Surprise kaufen. Ein hartnäckiges Klischee, das ich immer wieder höre. Ich stecke die fünf Franken ein, schon steht eine junge Frau mit grosser Sonnenbrille vor mir. Eilig hole ich ein Heft aus der Tasche, sie sagt, sie freue sich immer auf das Magazin. Die Juweliersuhr zeigt 15 Uhr an. Ich fühle mich jetzt sicher, immer wieder sagt jemand Grüezi, lächelt mich an, einmal zwinkert mir gar ein Typ zu, während seine Freundin einem Sportwagen hinterherguckt. Einige tuscheln, drehen sich um oder glotzen einfach nur. Ein Pärchen aus Berlin fragt, ob es mich fotografieren dürfe, sie finden es klasse, wie gesund die Strassenverkäufer in der Schweiz aussehen.

Ich muss an den Vorwurf denken, der Surprise oft gemacht wird: Das Strassenmagazin zu verkaufen sei kein richtiger Job. Irgendwie stimmt das, wenn ein richtiger Job ein garantiertes Einkommen bedeutet, bezahlte Ferien und geregelte Arbeitszeiten. Doch für einen Menschen, der ganz unten ist und keine Chance mehr auf eine richtige Arbeitsstelle hat, ist Surprise ein Grund morgens aufzustehen. Denn zwischen all den hunderten Menschen, die an einem vorbeieilen, hat es welche, die die Verkaufenden gerne unterstützen und ihre Arbeit schätzen. Als ich meine Sachen zusammenpacke, kauft mir noch ein junger Mann ganz in schwarz gekleidet ein Heft ab. Er lächelt mich an und bestätigt meine Gedanken. Ein letzter Blick auf die Juweliersuhr, 17 Uhr. Ein letzter Blick auf das H&M-Model. Für das Kleid reicht das Geld nicht. 40 Franken hab ich in sieben Stunden eingenommen, ausgegeben habe ich zwölf Franken fünfzig. Mein Verdienst, 20 Franken, geht in die Kaffeekasse für die Verkaufenden. Müde schlendere ich zum Tram, ich freue mich auf mein Sofa. Mein Kopf bewegt sich immer noch nach rechts und links. Etwas gemeinsam haben die beiden Welten. Als Journalistin beobachte ich die Leute sehr genau, als Surprise-Verkäuferin macht man das zwangsläufig. ■

Einen typischen Surprise-Kunden gibt es nicht.

Anzeige: